

DER RASTERMAN

Im Jahr 1983 am Münchener Marienplatz, lang vor unserer Zeit – oder eben überhaupt nicht lang vor unserer Zeit, wenn man sich manche der hier versammelten Fotografien anguckt – arbeitete Guido Schulz im WOM in der Kaufingerstraße. Schulz war 23 und hatte die World of Music, die damals ja wirklich noch eine ganze Welt war, vor sich ausgebreitet. Doch dann geschah etwas Merkwürdiges.

Das Raster kam in Schulzes Kopf.

Schulzes Gehirn begann ungewollt, jede neue Platte, die dienstags oder donnerstags angeliefert wurde, darauf zu überprüfen, ob da vielleicht mehr war als nur ein Song.

Aber was kann es mehr geben als einen Song, fragte sich Schulz in seinem Kopf unter den braunen Haaren mit blauer Strähne.

Und was kann es mehr geben als ein Foto, könnte man den heutigen Schulz fragen, ob er da eine Antwort habe in seinem Kopf unter den langen Andy-Warhol-Haaren.

Damals jedenfalls beim WOM, so kam es Schulz vor, ging es nicht mehr um Geschmack. Es ging auf einmal darum, ob die Phänomene in der Lage waren, über sich selbst hinauszudeuten. In dem Fall, ob sie vielleicht ein Hit sein konnten, irgendetwas, das nicht nur gefällt, sondern mit einer inneren Wahrheit aufwartet. Schulz begann, Musik nicht mehr danach zu hören, ob er etwas mochte, sondern ob da noch etwas anderes da war. Etwas unabhängig von Gefallen.

Seine Gabe führte bald dazu, dass Schulz bei WOM am Marienplatz kündigte und 1986 als Hitjäger zur Plattenfirma BMG wechselte (als es die noch gab). Es folgte eine 35-jährige Laufbahn in der Musikindustrie (als es die noch gab), in der Schulz seine Rasterfahndung nach Dingen, die da sind, obwohl man sie nicht sofort hört, verfeinerte, wodurch wir ihm so unterschiedliche Künstler wie Victor Lazlo oder DJ Tomekk verdanken (als es sie noch gab).

Heute ist Schulz vor allen der Manager von Westbam sowie Entdecker einiger 18-jähriger Gangstarapper aus gefährlichen Städten, in die Schulz dann fahren muss. Aus Westbams Vorwort zum ersten Fotoband (dieser hier ist der dritte) wissen wir, dass es besonders die Reisen mit dem DJ und Freund an die entlegenen Orte der zeitgenössischen Feierkultur waren, bei denen Schulz begann, kurze Abdrücke der Gegenwart aufzuzeichnen. Eine Gegenwart, die losgelöst aus ihrem aktuellen Zusammenhang plötzlich aussehen konnte wie die Vergangenheit (als es sie noch gab) oder zumindest wie der heutige Ostblock.

Schulz adaptierte, jetzt in Berlin, sein altes Raster aus dem WOM am Marienplatz. Stellte es von Musik auf Bilder um. Fährt nun auf seinem orangefarbenen Fahrrad mit einem Scanner im Kopf durch Berlin von der Nürnberger Straße am Tauentzien zu seinem Büro hinter der Unibibliothek. Trifft den ehemaligen Deutschlandchef von Spotify in Kreuzberg, muss später sogar noch nach Neukölln „zu seinen Rappern“, wie der Sechzigjährige zärtlich sagt (einer „seiner Rapper“, eine Rapperin, hat es auch ins Buch geschafft, Rosa S. xy.) Zwischendurch,

wenn der Scanner etwas erfasst hat, hält Schulz an und steigt vom Rad. Er holt noch nicht einmal eine ordentliche Kamera raus. Stattdessen Handy, Sony auch noch, kein iPhone, das kann man nur als Kapitalismuskritik verstehen, Schulz ist alter Trotzkist.

Auf den ersten Blick scheint Schulz vom Kaputten angezogen zu sein, vom Abgebröckelten und Zerbrochenen: Orte, wo irgendwann mal ein Wille war, sich aber dann doch kein Weg gefunden hat.

Doch unter Schulzes Blick wird zärtlich, was vorher beschädigt oder hässlich schien. Das Trostlose ist ja zugleich immer auch das Vertraute. Aufnahmen, die von 2021 stammen, sehen bei Schulz aus, als seien sie von 1981. Reminiszenzen an unsere Jugend oder Kindheit, an die Enge der alten Bundesrepublik mit ihren WOM-Märkten in Fußgängerzonen und den verblassten bunten Farben (Vgl. S. 44, Toilette Neustadt an der Weinstraße). Reminiszenzen an die DDR im 32. Jahr ihrer Abwesenheit (Vgl. S. 8, Friedrichstraße).

„Der Lärm der Zeit“ hat Guido Schulz diesen dritten Band genannt (nach „Heaven and Hell“ und „Schall und Rauch“). Es sind Worte, die unser Freund Benjamin von Stuckrad-Barre ihm im Vorwort des zweiten Bandes hingeschmissen hat. Laut sind Schulzes Fotografien nicht. Aber Lärm ist immer da. Man muss nur richtig hören, oder in Schulzes Fall: nur richtig sehen können.

Philipp Oehmke